



## Von Sarata und Worms nach Fachri in der Dobrudscha

*Von Alida Schielke, geb. Brenner, Fachri*

Wie das so ist, ich habe dem Drängen des Herausgebers unseres Jahrbuches nachgegeben und die folgenden Zeilen aus der Erinnerung heraus niedergeschrieben. Notwendig wäre es allerdings gewesen, daß ich selbst Forschungen angestellt hätte, denn es gibt noch so manches, für das Unterlagen vorhanden sein dürften. Ich konnte das im schnellen nicht machen, aber vielleicht findet sich ein Verwandter, der noch einiges nachholt. Meine Aufzeichnungen fußen in der Hauptsache auf den Erzählungen meiner Mutter. Unser Vater ist im Ersten Weltkrieg umgekommen, und danach hatte unsere Mutter viel von vergangenen Zeiten erzählt. Man konnte ihr stundenlang zuhören.

Wenn wir uns in Gedanken mit unseren Vorfahren beschäftigen, so überkommt uns ehemalige Ansiedler von den Gestaden des Schwarzen Meeres eine große Ehrfurcht. Ist es nicht so, daß wir Heimkehrer, die in ihre Urheimat zurückgekehrten Auslandsdeutschen, eben diesen Vorfahren zu großem Dank verpflichtet sind? Nach heutigem Denken und nach den heutigen Anschauungen ist es kaum zu erfassen, was unsere Eltern, Großeltern, Ur- und Urgroßeltern seit der Auswanderung aus Deutschland alles geleistet haben. Sie hatten einen Mut zur Entscheidung gezeigt und waren von einer Tapferkeit beseelt, die eigentlich nur denkenden Menschen richtig bewußt werden kann. Sie waren in einer fremden Umwelt immer auf sich allein gestellt, ja sie hatten sich so manchen Angriffen zu erwehren, daß man nur wünschen kann, daß endlich einmal ein Kündler kommt, der über das Leben deutscher Siedler am Schwarzen Meer Gültiges aussagt, in einer Form, die alle Menschen anspricht.

Unsere Vorfahren waren keine „geschulten“ Leute, aber wir können bei ihnen eine tiefe Herzensbildung feststellen. Sie waren mit den ihnen gegebenen Werten nicht leichtfertig umgegangen. Sie haben an ihrem Glauben und an ihrer Sprache festgehalten; sie haben das überkommene Brauchtum und die Sitten gepflegt und all das in einer Form, daß die Heimkehrer, die Nachkommen der Auswanderer von vor anderthalb Jahrhunderten, alle diese Werte noch derart ausgeprägt in sich trugen, daß die Bewahrung in der fremden Umgebung nach dem Zweiten Weltkrieg öffentlich in Erscheinung trat. Die Sprachforscher und die Volkskundler unserer Tage hatten ihre helle Freude an all dem, was sie bei den Heimkehrern vorfanden. Sie konnten festhalten, vergleichen und auswerten. Auf einem andern Blatt steht allerdings, was heute mit den genannten Gütern geschieht. Davon wird nichts mehr gepflegt, vieles geht für immer verloren und besonders schmerzlich empfinden die zurückgekehrten Menschen, daß sich in der Kirche, in unserer deutschen Kirche, ein Ungeist breit macht, der mit dem Christentum kaum noch etwas zu tun hat. Vertreter unserer Kirche predigen heute genau das, was alle Widersacher des Glaubens, was die Atheisten, die Gottlosen, auch in die Welt hinausposaunen. Geschlechter kommen und Geschlechter gehen. Werden wir wieder zu dem zurückfinden, daß wir vor unseren Vorfahren bestehen können? Wir bewundern sie, aber



was hätten sie uns heute zu sagen? Sicherlich nichts Rühmenswertes. Wir stehen heute arm und bloß da. Die heutigen Menschen sind krank und vereinsamt, ja die gesamte Menschheit ist in ihrem Bestand gefährdet.

In dieser Lage müssen wir uns fragen, ob die heutigen Geschlechter überhaupt noch imstande sind, ihr Volkstum, ihre Sprache, ihren Glauben zu bewahren? Würden sie diese Güter verteidigen, so wie es die vorhergehenden Geschlechter gemacht haben? Ich glaube sagen zu können, daß es heute besser um uns stünde, wenn man von den genannten Taten vergangener Zeiten doch etwas mehr wüßte, und wenn dieses Wissen wieder zum Allgemeingut würde, wenn wir wieder Vorbilder Vorbilder sein ließen. Schauen wir uns doch einmal alle Bemühungen und Opfer unserer Vorfahren an. Unsere Eltern, Großeltern usw. sind aus einem natürlichen und nicht aus einem ideologischen Empfinden heraus für das eingetreten, das geschützt werden mußte. Sie ließen sich davon nicht abbringen, denn ein Abfall wäre ihr Untergang gewesen. Sie hätten sich nicht halten können, sie wären wie die Spreu vom Winde verweht worden...

Die Einleitung zu meinem kurzen Beitrag, dürfte doch etwas zu lang geraten sein. Wenn er sich auch in der Hauptsache mit dem äußerlichen Ablauf, mit Geschehnissen beschäftigt, so besteht doch ein innerer Zusammenhang zu obigen Zeilen. Hinter all dem Erwähnten ist die Haltung der Kolonisten aus dem Schwarzmeerraum sehr wohl zu erkennen: ihr Schaffen, ihr Streben, ihr Heimweh, und was eben sonst noch alles herausgelesen werden kann.

### **Meines Vaters Seite**

Aus Lauingen/Donau in Bayern zogen zwei Brüder, Anton und Jakob Brenner aus, um im fernen Rußland ihr Glück zu machen. Wann sie ausgewandert sind, ist nicht bekannt. Ob auf Umwegen oder ob sie sich gleich in Sarata niedergelassen hatten, ist mir auch nicht bekannt. Da ihre Eltern in Lauingen eine gutgehende Metzgerei besaßen, kann man es nicht begreifen, warum die Söhne ausgewandert sind, in ein fremdes, fernes Land.

Ein Nachkomme des Jakob Brenner, der in Lauingen geboren ist, seine Ehefrau hieß Katharina, geborene Schuh, war mein Großvater Jakob Brenner, geboren 27. Juli 1839 in Sarata, Bessarabien.

Als einziger Sohn seiner Eltern erlernte er das Faßbinder- und Schreinerhandwerk, das er bis ins hohe Alter ausgeübt hat. In Sarata lernte er dann auch meine Großmutter, Wilhelmine, geborene Kurz, kennen und heiratete sie. Die Vorfahren meiner Großmutter stammten aus Württemberg. Ihr Vater war Johann Georg Kurz, geboren in Burgstall, bei Backnang, dessen Mutter eine freie Bürgerstochter war; ihre Mutter war eine geborene Längert, geboren in Neuburg, Cherson. Beide Großeltern waren evangelisch-lutherischen Glaubens. Meine Großmutter, Wilhelmine Brenner, wurde am 16. Mai 1846 in Sarata geboren. Dort verbrachte sie ihre Jugend und wurde Hebamme.

Die Großeltern hatten acht Kinder, die alle in Sarata geboren wurden. Eduard, Karoline, Wilhelm (mein Vater), Emilie, Bertha, Adele, Katharina und Adolf. Die beiden Söhne Eduard und Wilhelm durften in Sarata das Lehrerseminar (die Wer-



nerschule) besuchen. Der Großvater übte seinen Beruf als Schreiner aus, und die Großmutter betätigte sich als Hebamme.

Auf Grund eines Aufrufs der rumänischen Regierung unter den Bessarabiendeutschen, in die Dobrudscha zu kommen, wanderten auch meine Großeltern — wie viele andere — aus und zwar nach Kobadin. Dort erwarben sie ein Haus und lebten daselbst mit ihren Kindern, bis diese sich verheirateten und einige von ihnen auch Kobadin wieder den Rücken kehrten. Eduard Brenner, verheiratet mit Maria, geborene Klett, nahm die Lehrerstelle in Fachri an, wo er sich dann auch endgültig niederließ. Karoline, verheiratet mit Gottlieb Hausch, zog nach ihrer Vermählung ebenfalls nach Fachri. Adele verheiratete sich mit Wilhelm Fein aus Fachri, der als Potemkiner dort hinkam, und blieb auch nach ihrer Vermählung dort wohnen. Mein Vater mußte alsbald seinen Wehrdienst leisten, obwohl er noch gar nicht eingebürgert war. Mit dem eigenen Pferd, wie so viele deutsche Bur-schen, tat er auch seine Pflicht. Die Einbürgerung hat er viele Jahre später bekommen, als er es gar nicht mehr glauben konnte, rumänischer Staatsbürger zu werden. Aber es hieß damals: „Wer gut schmiert, der gut fährt.“ Ohne „Bakschisch“ ging es zu jener Zeit nicht.

### **In Kodschalie**

Im Jahre 1898 lernten sich meine Eltern kennen. Bei einem Besuch, den mein Vater seiner Schwester Karoline abstattete, traf er meine Mutter, die bei ihrer Schwester Katharina lebte. Sie verlobten sich alsbald und am 24. Oktober 1899 haben sie geheiratet. Ein Jahr nach ihrer Heirat lebten sie in Kobadin; dann nahm mein Vater die Lehrerstelle in Kodschalie an.

Es waren wohl die schönsten Jahre ihres Lebens, die meine Eltern dort verbracht haben. Ein reiches Tätigkeitsfeld erbot sich meinem Vater. Da die Gemeinde noch keine Kirche hatte, fingen die Kirchenvorstände bald an, Pläne zu schmieden für den Bau einer Kirche. Im Jahre 1903 war es dann so weit. Die Gemeinde hatte selbst etwas Geld aufgebracht. Durch Kollekten, die mein Vater, zusammen mit seinen Kirchenvätern, in den deutschen Gemeinden durchführen konnte, hatten sie bald so viel Geld, um den Grundstein zu legen. Der Bau wurde begonnen, trotzdem das Geld noch lange nicht reichte, um die Kirche fertigzustellen. Es wurde aber weiter gebaut.

Als der Bau schon seiner Vollendung zuzuging, wollte es ein Zufall, daß die damalige rumänische Königin Elisabeth nach Konstanz kam und an einem Gottesdienst teilnahm, den Pastor Theodor Graf in der deutschen evangelischen Kirche abhielt. Da die Königin als eine fromme, gebefreudige Monarchin bekannt war, nahm sich mein Vater den Mut, als die Königin die Kirche verließ, und bat sie um einen kleinen Beitrag zur Vollendung der Kirche. Die Königin hörte sich sehr aufgeschlossen seine Bitte an und hatte großes Verständnis für die Sorge der kleinen evangelischen Gemeinde. Mit dem Versprechen, einen Geldbetrag zu überweisen, und daß sie bei der Einweihung der Kirche nach Kodschalie kommen würde, verabschiedete sich die Königin von meinem Vater. Ein Bild, das ein Fotograf aufgenommen hatte, in dem die Königin ihm die Hand zum Kuß reichte, war vorhanden,



ist uns aber in den Wirren des letzten Krieges verloren gegangen.

Als die Kirche fertig war, ging eine Einladung von der Gemeinde an die Königin. Kodschalie sollte seinen größten Tag erleben. Die Häuser wurden geweißt, die Mauern strahlten vor Sauberkeit, die Straßen sauber gekehrt, über der Hauptstraße wurde ein Triumphbogen aus bunten Blumen und grünen Sträuchern erbaut. Im alten Schulhaus waren Tische gedeckt, das beste, was die Hausfrauen hergeben konnten, wurde von jedem Haus gespendet, es wurde gekocht, gebraten und gebacken, alles für den hohen Gast. Pfarrer aus dem Altreich hatten sich eingestellt. Aus Konstanz wurden prominente Gäste erwartet, auf alles war die Gemeinde vorbereitet. Am Sonntagmorgen jedoch, kurz bevor die geschmückten Wagen — für die Königin war eine Kutsche mit vier Pferden eingespannt worden — kam ein Telegramm, daß die Königin wegen eines Todesfalles an der Einweihung nicht teilnehmen könne, was sie nachher noch in einem Brief sehr bedauert hat. Sie schickte aber einen Vertreter, dessen Name mir nicht mehr bekannt ist, der die Königin bei der Einweihungsfeier vertrat. Der Vertreter traf zur gegebenen Zeit mit dem Zug in Konstanz ein, von wo er dann mit großem Gefolge abgeholt wurde. Viele Reiter mit geschmückten Pferden begleiteten den Zug vom Bahnhof Konstanz bis vor die Kirche, wo schon alles versammelt war, die Kirchenvorstände, die Herren aus Konstanz und die vielen Teilnehmer aus den deutschen Dörfern der Umgebung. Eine große Bibel mit Goldschnitt und ein Predigtbuch ließ die Königin überreichen für die kleine Kirche in Kodschalie. Die Bibel und das Predigtbuch befinden sich heute im Archiv der Dobrudschadeutschen in Heilbronn; sie konnten bei der Umsiedlung mitgebracht werden.

Meinem Vater wurde als persönliches Geschenk eine wunderschöne Familien-Chronik überreicht, die leider im letzten Krieg verloren ging, was wir sehr bedauern. Darinnen war vieles eingetragen, was heute sehr nützlich wäre. Schöne erfolgreiche Jahre verbrachten meine Eltern im Kreise vieler, liebgewonnener Menschen in Kodschalie. In wahrer Freundschaft haben sich die Kodschalier immer wieder meinen Eltern gezeigt. Was auch im Gemeindeleben unternommen wurde, geschah im besten Einvernehmen mit den Gemeindegliedern, das meinem Vater sehr zur Erleichterung seiner Arbeit beigetragen hat. Eine Einigkeit herrschte in diesem Dorf, die wohl kaum seinesgleichen hatte.

Da mein Vater sehr musikliebend war, und die Jugend in Kodschalie für das Lied sehr aufgeschlossen war, besuchten viele Jugendliche die Singstunde. Zu sämtlichen Feierlichkeiten konnte mein Vater mit vielen, schönen Liedern, vom Chor vierstimmig gesungen, seiner lieben Gemeinde aufwarten, wofür ihm die älteren Leute sehr dankbar waren. Die Jugend schätzte ihn als einen wahren Freund und Berater. Als er dann nach Fachri zog, baten ihn einige Hochzeitspaare, daß er sie kirchlich trauen sollte, was er auch gerne ausführte. Ein erwachsenes Mädchen äußerte den Wunsch auf dem Sterbebett, daß der „Brennerschullehra“ sie beerdigen solle, was er auch vollzogen hat. Es war ein Zeichen der Liebe, das man ihm entgegengebracht hat. Alle diese Beweise trugen bei, daß diese Zeit in Kodschalie unsere Familie in Erinnerung behalten hat. So gerne meine Eltern auch dort gelebt haben und so schön es war, mußten sie doch bald Abschied nehmen und weiterziehen. Das Dörflein Fachri sollte ihre neue Heimat werden. Auch da sind sie hei-



misch geworden. Wie schon erwähnt, lebten dort ein Bruder und zwei Schwestern meines Vaters und so war es keine fremde Umgebung, an die sie sich erst hätten gewöhnen müssen.

### **In Fachri und Kobadin**

Da die Ehe meiner Tante, Katharina Schmierer, kinderlos geblieben war und meine Mutter ihre Jugendjahre bei der Tante verbracht hatte, übergab diese, nachdem ihr Mann durch einen tragischen Tod ums Leben kam, ihren Bauernhof meinen Eltern. Schweren Herzens hatten sie Kodschalie, nach neun schön verlebten Jahren verlassen und sind nach Fachri gezogen. Eine enge Freundschaft blieb bestehen zwischen vielen Familien aus Kodschalie und meinen Eltern, die sich auch auf uns Kinder übertragen hat und bis auf den heutigen Tag besteht. Schöne Erinnerungen ließen diese Freundschaft nicht vergehen.



*Wilhelm Brenner, 1914*

Auch die Landwirtschaft hatte ihre Reize, aber vielleicht lag der Ackerbau meinem Vater doch nicht ganz, so daß er mehr auf Rinderzucht Wert legte. Neben dem Ackerbau schaffte er sich so nach und nach verschiedene Rassekühe an, bis ein ansehnlicher Bestand guter Milchkühe im Stall standen. Des weiteren waren schöne Pferde fast eine Leidenschaft meines Vaters, wodurch er manche Verluste einstecken mußte.

In der Gemeinde betätigte er sich, indem er einen Bläserchor leitete, wodurch er vielen Leuten Freude bereitere. Da wenig Geld zur Verfügung stand, um Instrumente anzuschaffen, brachten die Bläser den umliegenden Gutsbesitzern zu Sylve-



ster Ständchen, um den Betrag ihrer Kasse zu vergrößern. Auch bei verschiedenen Festlichkeiten konnte der Bläserchor mit manchem schönen Musikstück aufwarten. Wohlgerne, daß die Leute von damals jede Musik mit Freude und Dankbarkeit aufnahmen. Wo der Bläserchor spielte, versammelte sich groß und klein im Dorf. Nur einige Jahre lang blieb mein Vater in der Landwirtschaft tätig; dann nahm er wieder eine Lehrerstelle an und zwar in Kobadin. Inzwischen waren wir schon sieben Kinder und das achte kam im Sommer 1916 zur Welt.

In Kobadin, wo auch meine Großeltern lebten und noch zwei Schwestern und ein Bruder meines Vaters verblieben waren, hat ihm das Lehrersein wieder viel Spaß gemacht. Die Schwester Bertha war verheiratet mit Martin Lück aus Kobadin, Schwester Katharina später mit Eduard Layher und Bruder Adolf mit Martha, geborener Welk.

Ein gutes Arbeitsverhältnis mit den Kirchenvätern hatte sich auch in Kobadin entfaltet. Einige schon bejahrte Herren und seine Jugendfreunde unterstützten ihn in allen seinen Aufgaben. Da meine Eltern den Bauernhof nicht aufgeben konnten und auch nicht wollten, blieben einige von uns Kindern in Fachri, die andern wohnten in Kobadin bei den Eltern, da die meisten noch schulpflichtig waren. Neun Monate im Jahr — solange mein Vater unterrichten mußte — wohnten meine Eltern in Kobadin. Sie kamen abwechselnd in kleinen Abständen nach Fachri. Die Verbindung mit der Bahn war gut, aber auch mit dem Wagen konnte man Fachri von Kobadin in zwei bis drei Stunden erreichen. So lebten wir sozusagen getrennt, von 1914 bis 1916, als der Krieg ausbrach. Im Sommer des Jahres 1916 pendelte mein Vater zwischen den Dörfern Fachri und Kobadin hin und her. Wochentags kam er nach Fachri und sah dort nach dem Rechten und am Samstag fuhr er nach Kobadin, um am Sonntag dort Gottesdienst und mit der Jugend Sonntagschule zu halten, wenn unter der Woche nichts Besonderes in der Gemeinde vorgekommen war, das seine Anwesenheit erfordert hätte.

Am 14. August a. St.<sup>1</sup> war Vater wie üblich zum Gottesdienst in Kobadin, als am späten Sonntagnachmittag rumänische Soldaten in das Dorf einzogen. Bis dahin wollte es niemand glauben, daß Rumänien in den Krieg eintreten würde. Vor jedes Hoftor wurde ein Soldat mit aufgespießtem Bajonett, als Posten aufgestellt. Kein Nachbar durfte mehr zum andern gehen. Nur mit großer Mühe gelang es meiner Mutter, einen Passierschein zu bekommen, um meinen Vater vom Bahnhof abzuholen. Kaum war er zu Hause, da läuteten die Kirchenglocken und verkündeten den Eintritt Rumäniens in den Krieg. Rumänien hatte Deutschland den Krieg erklärt, Freunde wurden zu Feinden.

### **Im Krieg und in der Nachkriegszeit**

Am nächsten Morgen wurden auch sofort sämtliche Männer, die noch zu Hause waren, interniert — auch mein Vater. Dank der guten Freundschaft, die er mit einem rumänischen Offizier pflegte, entkam er der Internierung und kam zur Wehrmacht. Mit einem Wagen und zwei Pferden figurierte er als Kutscher bei diesem Offizier in dem Städtchen Tschernawoda, bis die Front aus dem Süden so nahe

<sup>1</sup> a. St., Abkürzung *alten Stils* (Zeitrechnung: nach dem julianische Kalender)



herankam, daß sie flüchten mußten. In der Nacht zuvor kam er mit seinem Offizier heimlich zu uns nach Hause und belehrte meine Mutter, wie sie sich auf der Flucht verhalten solle; dann verließ er uns — für immer. Daß er noch von Bekannten in den Städten Braila und Galatz gesehen wurde, war für uns nach dem Krieg das einzige Lebenszeichen von ihm. Wochen, Monate und Jahre waren vergangen, ohne daß wir weiteres über ihn erfahren hätten. Schließlich, nach vielen Jahren, wurde er als vermißt erklärt. Mit 40 Jahren war er ein Opfer des verhängnisvollen Krieges geworden. Zurück blieb eine Witwe mit acht unmündigen Kindern, das älteste 16 Jahre und das jüngste zwei Monate alt. So können wir jüngeren uns kaum vorstellen, wie es ist, einen Vater zu haben. Oft durften wir mit ansehen, wie viele Väter wieder nach Hause kamen und wie die Kinder sich freuen durften. Wir waren Halbwaisen, beschützt und behütet von einer guten Mutter, die uns bis in ihr hohes Alter zusammengehalten hat.

Die Aufgabe, die sie nun zu erfüllen hatte, war nicht leicht, zumal nicht nur mein Vater nicht mehr da, sondern auch das Vermögen verlorengegangen war. Wir mußten in derselben Nacht, als mein Vater unser Dorf verlassen hatte, nur mit dem, was man auf einen Wagen laden konnte, flüchten. Als wir nach zehn Tagen Abwesenheit wieder nach Hause kamen, war unser Haus so zerstört, daß wir gar nicht mehr einziehen konnten. Das Vieh war weg, die Schweine lagen erschossen herum, das Getreide haufenweise verdorben, durch den Regen ungenießbar geworden. Die letzten zwei Pferde, die wir noch hatten, wurden uns obendrein noch gestohlen; dann war alles weg. Geblieben waren der Mutter die Kinder, die alle leben wollten. Wie unsere Mutter trotz allem das geschafft hat, daß sie uns durch die schweren Hungerjahre durchbrachte, kann sich kaum jemand vorstellen. Doch sie hat es geschafft! Nach einigen Jahren konnte sie wieder Pferde anschaffen, so daß wir unser Land wieder selbst bearbeiteten und uns schlecht und recht durchgeschlagen haben.

Bald war es auch soweit, daß die älteren Mädels heiratsfähig wurden. Martha, die älteste, hatte sich mit Christian Fruck verheiratet, der aber nach neunjähriger Ehe auf der Jagd einem tödlichen Unfall erlegen ist. Mit vier Kindern blieb sie zurück. Sie verheiratete sich aber nach einigen Jahren wieder mit Wilhelm Ambrosimow, der aber im Zweiten Weltkrieg an der Front in der Tschechoslowakei gefallen ist. Von ihm stammt ein Sohn. Im Jahre 1953 ist sie mit ihren fünf Kindern, Edwin, Otto, Martha und Emil Fruck und mit dem Sohn Albert Ambrosimow nach Kanada ausgewandert. Dort lebt sie mit dem traurigen Bewußtsein, daß ihre Enkel und Enkelkinder keine Deutschen mehr sein werden, wo sie doch so stolz auf ihr Deutschtum ist. Die deutsche Sprache, die uns unsere Urahnen über Rußland und Rumänien erhalten hatten, geht dort zu ihrem großen Leidwesen überaus schnell verloren.

Die zweite von uns Schwestern ist verheiratet mit Samuel Barthelmie, einem Siebenbürger Sachsen aus Heldsdorf bei Kronstadt. Ein Sohn Wilhelm lebt mit seinen Eltern jetzt in Nellingen bei Stuttgart. Ida Wilhelmine ist verheiratet mit Traian Simionescu, einem Rumänen aus Tschernawoda. Sie haben eine Tochter Barbara, mit der sie in Neckarsulm leben. Ich, Alida Schielke, war verheiratet mit Ferdinand Schielke aus Atmadscha und habe zwei Söhne, Robert und Erwin und



lebe mit meinem Sohn Erwin in Bissingen/Enz. Bruder Wilhelm ist mit Regine, geborene Engelhardt verheiratet. Sie haben zwei Töchter, Rosalinde und Adele. Sie leben in Stuttgart. Emma, die fünfte Schwester, ist verheiratet mit Albert Fein aus Fachri. Sie haben fünf Kinder, Edwin, Rudolf, Melitta, Paul und Berthold. Sie leben jetzt in Bissingen/Enz. Robert Brenner ist verheiratet mit Friederike, geborene Ebel. Sie haben zwei Söhne, Wilhelm und Berthold. Mit dem Sohn Wilhelm wohnen sie in Jagstfeld. Erna, unsere jüngste Schwester, ist mit Karl Kühn aus Anadolchioi verheiratet. Sie haben fünf Söhne, Robert, Samuel, Walter, Karl Willi und Otto. Sie leben in Neckarsulm.

### **Meiner Mutter Seite**

Die Vorfahren meiner Mutter, Barabara Brenner, geborene Habermann, stammen aus der Pfalz. Aus welchem Ort sie ausgewandert sind und wann, konnte nicht ermittelt werden. Sie lebten in Worms bei Odessa in Rußland. Die Großeltern meiner Mutter waren: Ernst Georg Habermann und dessen Ehefrau Christine, geborene Bauer und Georg Mayer und dessen Ehefrau Katharina, geborene Sonderegger.

Ihre Eltern waren: Georg Habermann, geboren am 6. November 1838 in Worms und dessen Ehefrau Katharina, geborene Mayer, geboren am 14. Mai 1839 in Worms. Meine Mutter Barbara Brenner kam als fünftes Kind am 2. Februar 1879 zur Welt, auch in Worms. Mein Großvater hatte das Schusterhandwerk erlernt, das er im Winter ausübte, im Sommer betrieb er Ackerbau, wobei ihm seine Familie treu zur Seite stand. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatten sie auch, wie alle Kolonisten, schwer um das tägliche Brot zu arbeiten.

Meine Mutter hatte vier Geschwister: Georg, Katharina, Heinrich und Christine. Alle waren in Worms geboren und hatten sich auch dort verheiratet. Ihre Kindheit und ihre Jugend bis zu 16 Jahren hatte meine Mutter in Worms im Beresaner Gebiet nordöstlich von Odessa verlebt. Sie ging dort zur Schule und wurde dort auch konfirmiert.

### **In Worms**

Die ersten Kolonisten von Worms hatten seinerzeit noch genügend Land bekommen, um ihr Auskommen zu haben. Dagegen mußten die heranwachsenden Generationen schon Umschau halten nach Pachtland. Sie konnten sich ein Futter pachten, das waren Grundstücke, außerhalb des Dorfes, zum Teil mit kleineren Wirtschaftsgebäuden drauf. So haben auch meine Großeltern zusammen mit ihren Söhnen nebenbei ein solches Futter in Pacht gehabt, welches oft sehr gute Erträge abwarf.

Worms war eines der größten und schönsten Dörfer im Raum von Odessa. Nach den Erzählungen meiner Mutter soll es recht fortschrittlich gewesen sein. Die Höfe waren groß und schön an einer langen breiten Straße angelegt. In der Mitte des Dorfes standen zwei Kirchen, eine Reformierte und eine Evangelisch-Lutherische. Ein Pfarrhaus, eine Schule, Lehrerwohnungen und eine Stummenanstalt waren von den Wormsern gebaut worden. Die taubstummen Kinder von der ganzen Umgebung wurden dort unterrichtet und betreut. Das Dorf war so in die Länge angelegt,



daß die Kinder im Winter in die Schule gefahren wurden, da die Straße nicht gepflastert war, und sie im Schnee und Morast stecken geblieben wären. Das waren schöne Erlebnisse für die Kinder, wenn sie mit dem Wagen oder dem Schlitten fahren durften. Groß war die Freude für die Wormser Kinder im Frühling, wenn die Feldarbeit anging. Dann hörte man eines Tages einen vollen Gesang und jeder wußte, daß die Russen kamen. Das waren russische Mädchen und Burschen aus entfernteren Dörfern, die sich jedes Jahr bei den deutschen Bauern zur Arbeit einstellten. Wenn sie dann am Ende des Dorfes einmarschierten, schlossen sich ihnen die Kinder an und begleiteten sie bis zur Kreuzstraße, wo die Teehäuser standen, deren Besitzer stets Juden waren, und dort kehrten sie ein. Keine Russin und auch kein Russe wäre an den Kirchen vorbeigegangen, ohne daß sie sich nicht bekreuzigt hätten. Die Männer nahmen ihre Mützen oder Hüte ab, dann gingen sie weiter. So marschierten sie singend durch das Dorf, und dann kamen die Bauern. Jeder suchte sich aus, was er an Arbeitskräften benötigte. Der Rest, die keinen Herren fanden, zogen weiter in die anderen Dörfer. Im Herbst, wenn dann die Ernte eingebracht war, sammelten sich die Russen. Man nannte sie die polnischen Russen. Singend verließen sie dann ihre Arbeitgeber, mit der Absicht, im nächsten Jahr wieder zu kommen.

### **Fahrt nach Odessa**

Schön war auch die Zeit für die Jugendlichen, wenn die Bauern ihre Ernte wegschaffen mußten. Da wurden die Wagen hergerichtet und beladen. Große Planen wurden in den Wagenkasten gebreitet und das Getreide in die Wagen gemessen. Ein Holzgefäß, „Maas“ genannt, diente als Maß. So machten sich immer zehn bis zwanzig Bauern auf und wenn alle Wagen geladen waren, fuhren sie abends weg, um in der Früh in Odessa zu sein. Meine Mutter durfte immer einen Wagen fahren. Ihre Brüder kutschten, der eine vor ihr und der andere nach ihr in dieser Kolonne. So fuhren sie die ganze Nacht, fast alles junge Leute. Um nicht einzuschlafen, wurde gesungen und gepfiffen. Jeder Pfiff nach seiner Art, und wenn der Tag heraufkam, waren sie auch schon in Odessa. Dort wurde gefeilscht, dann wurde abgeladen. Zuerst brachten die Fuhrleute ihre Pferde in den Stall; dort waren gewisse Einkehrhöfe vorhanden. Dann gingen sie scharenweise zuerst in ein Teehaus. Bei einer Kanne guten russischen Tees, geräuchertem Fisch, Käse und Weißbrot wurden alle wieder munter — nach einer fast schlaflosen Nacht. Dann zogen sie los in die Stadt und hinunter zum Hafen. Bis sie die vielen Treppen hinuntergestiegen waren und sich dort ein wenig umgeschaut hatten, rief man auch schon wieder zum Aufbruch auf. In der Stadt wurde dann noch eingekauft, was man im Dorf im Laden nicht bekommen konnte, und wenn es dann Abend war und die Pferde wieder bei Kräften, sammelten sich wieder alle in dem Einkehrhof, und dann ging es wieder heimwärts. Ob die Fuhrleute ausgeruht waren, wurde zu jener Zeit nicht gefragt. Damals waren die Pferde Hauptsache; die mußten aushalten, die mußten gepflegt werden. Zufrieden mit dem Erlös der verkauften Frucht ließ sich mancher ein bißchen einschaukeln und schlief ein Weilchen, während die Pferde, die den Weg kannten, den leeren Wagen heimwärts zogen. So wurden, wenn das Wetter anhielt, zwei Fuhren Getreide in der Woche fortgeschafft. Bis nicht jeder der



Wormser Bauern seine Frucht fortgeschafft hatte, gab es auch für die andern keine Ruhe. Solange wurde geladen, angespannt und gefahren. Einer half dabei dem andern gut nachbarlich aus.

Als die militärfreie Zeit der Kolonisten, die ihnen vom Kaiser zugesichert worden war, aufgehoben wurde und die jungen Deutschen auch Militärdienst leisten mußten, hat so mancher junge Bauernsohn sein schönes Dorf verlassen und ist in die Fremde gezogen. Viele gingen nach Übersee und einige hat das Schicksal in die Dobrudscha getrieben. In der Dobrudscha gab es noch Land und weil der Landhunger immer so groß war, zogen sie dort hin. Einer dieser Landhungerigen war Johann Schmierer, der Schwager meiner Mutter, der Mann ihrer Schwester Katharina. Dieses Ehepaar, das kinderlos war, ließ sich in Fachri nieder und war eines der ersten Siedler. Weil es keine Kinder hatte und meine Tante sehr unter Heimweh litt, fuhr sie nach einigen Jahren zu Besuch nach Worms. Inzwischen war meine Mutter 16 Jahre alt geworden. Da hat Tante Katharina so lange angehalten und ihr alles Gute versprochen, bis sie zusagte und mit in die Dobrudscha fuhr, nach Fachri. Mit dem Wagen ging es bis Odessa und von dort mit dem Schiff auf dem Schwarzen Meer bis Sulina und weiter donauaufwärts bis Tschernawoda.

### **In Fachri**

In Fachri hat es ihr gar nicht gefallen. Es war noch ein kleines, armes Dörflein. Es gab noch keine Schule und kein Bethaus, obwohl die Leute sehr fromm und gottesfürchtig waren. In der Stube eines größeren Hauses hielten Bauern, die lesekundig waren, Versammlung ab und später wurde dann auch ein Lehrer angestellt. Da das Land bei Fachri noch sehr ertragreich war, konnten die Bauern recht große Ernten einheimsen. So war es auch bei Johann Schmierer. Daß meine Mutter da fest anpacken mußte, war zweifellos, Heu und Hirse, zum Teil auch Getreide, wurde noch mit der Sense gemäht. Da kam es nicht selten vor, daß ganze Nächte hindurch gemäht wurde. So mußten die Frauen rücksichtslos die Sense ziehen.

Im Jahre 1896 waren die Fachrier Bauern schon so weit, daß sie ein Bethaus bauen konnten. Durch Frondienste wurden die Steine vom Steinbruch zur Baustelle gefahren. Wie viele Fuhren Steine hat da meine Mutter beladen und dorthin fahren müssen. So hat sie auch beigetragen zum Bau des Fachrier Bethauses. Damals hat sie noch nicht gehant, daß Fachri ihre Heimat werden sollte. Sie wollte immer zurück nach Worms. Einmal fuhr sie auch zurück, doch konnte sie den Bitten ihrer Schwester nicht widerstehen und kam wieder nach Fachri, wo sie meinen Vater kennenlernte. Dann waren die Würfel gefallen. Sie verlobte sich mit meinem Vater und schrieb es ihren Eltern. Die waren durchaus nicht einverstanden, da ihnen die Entfernung von Worms bis Fachri viel zu groß war. Am 24. Oktober 1899 haben meine Eltern dann doch geheiratet, ohne die Erlaubnis ihrer Eltern.

Nach einigen Jahren kamen dann meine Großeltern, vom Heimweh zu den Töchtern getrieben, auch in die Dobrudscha, mit ihren beiden Söhnen Georg und Heinrich, die beide verheiratet waren und Kinder hatten. Sie blieben aber nicht lange in der Dobrudscha, sondern ergriffen abermals den Wanderstab und wanderten aus nach Ostpreußen, wohin sie wieder ein Aufruf lockte. In Ostpreußen lebten





*Bei Brenners in Fachri im Jahre 1929*

meine Großeltern bis nach dem Ersten Weltkrieg, wo sie gestorben und auch begraben sind. Der eine Bruder meiner Mutter, Onkel Heinrich kam schon nach einigen Jahren wieder nach Fachri zurück und lebte dort bis zum Ersten Weltkrieg, bis er auch interniert wurde und nicht mehr nach Hause kam. Onkel Georg blieb in Ostpreußen bis zum Jahre 1922. Als die Ortschaft, in der er gewohnt hatte, polnisch geworden war, gefiel es ihm dort nicht mehr, und so kam er wieder in die Dobrudscha nach Fachri, wo schon zwei seiner Söhne wohnhaft waren. Dort fanden sie endlich ihre Ruhe und sind auch dort gestorben.

Im Jahre 1911 besuchten meine Mutter und ihre Schwester meine Großeltern noch einmal in Ostpreußen, das war der Abschied. So blieb Fachri die Heimat der Nachkommen meiner Großeltern, Georg und Katharina Habermann. Bei der Umsiedlung ins Deutsche Reich im Jahre 1940 siedelten um: Vier Söhne des Georg Habermann, der älteste Bruder meiner Mutter, Heinrich, Georg, Johann und Gustav, mit ihren Frauen und Kindern. Ein Sohn und vier Töchter des Heinrich Habermann, der zweite Bruder meiner Mutter, Heinrich, Katharina, Johanna, Amalia und Frieda. Ein Sohn Wilhelm lebte schon seit dem Ersten Weltkrieg in Deutschland. Alle kamen mit ihren Familien. Meine Mutter kam als einzig überlebende mit ihren acht Kindern, die alle verheiratet waren, zurück ins Reich.

Im Jahre 1945, nach dem Zusammenbruch, wurde sie noch einmal zurück in unsere alte Heimat in die Dobrudscha verschlagen. Wie so viele unserer Landsleute wurde sie 1945 mit einigen von uns Kindern von den Russen zurückgeschickt. Es war ein trauriges Wiedersehen, besonders für die älteren Leute. Dann, nach über



zwei Jahren, kam sie nach Westdeutschland, wo sie nach öfterem Wohnungswechsel in Neckarsulm bei Heilbronn eine Bleibe fand und im Jahre 1959 im Alter von 80 Jahren, nach einem arbeitsreichen Leben gestorben ist. In Rußland geboren, in Rumänien gelebt und dann in der Urheimat die letzte Ruhestätte gefunden...

### **Mein Mann war Plattdeutscher**

Die Vorfahren meines Mannes Ferdinand Schielke, geboren am 2. Februar 1898 in Atmadscha, Dobrudscha, stammen aus Ostpreußen. Sein Ur-Urgroßvater war Friedrich Schielke, geboren in Großbrießen, Westpreußen, verheiratet mit Anna Regine, geborene Scherfer. Er war der erste Schullehrer in Tarutino, von 1814 bis 1841, und ging dann mit einem Sohn, Daniel Schielke, in die Dobrudscha. Der Urgroßvater hieß Daniel Schielke und war verheiratet mit Anna Katharina, geborene Rust, geboren 1813. Der Großvater, Karl Schielke, wurde 1831 geboren und war mit Karoline, geborene Kühn (1837) verheiratet. Der Vater meines Mannes hieß Samuel Schielke, geboren am 19. Dezember 1871 in Atmadscha, gestorben am 21. August 1918 in Atmadscha, Dobrudscha. Die Mutter Maria war eine geborene Brandenburger (16. Juni 1877), gestorben am 27. November 1966 in Ulm/Donau. Ihr Vater war August Brandenburger, geboren am 28. August 1847 in Akpunar, Dobrudscha, seine Frau hieß Christine, geborene Riebert. August Brandenburger war der Sohn des Gottlieb Brandenburger und dessen Ehefrau Luise, geborene Frank. Er starb im Alter von 88 Jahren am 3. Januar 1955 in Kodschalak.

Mein Mann hatte sieben Geschwister, fünf Brüder und zwei Schwestern. Zwei Brüder starben im Krieg, die andern leben, Bruder Karl in Wagenitz bei Nauen, Friedrich in Münsterschwarzach bei Kitzingen, Jakob in Ulm/Donau. Die Schwester Sara Keim in Bad Mergentheim und Wilhelmine Mayer in Ebersbach/Fils, Württemberg.

Alle diese Geschlechter blieben auf ihrer Wanderung durch Rußland, Bessarabien, Dobrudscha mit ihren Nachkommen deutsch. In Atmadscha und Tschukurow, den Dörfern, in denen die meisten Kolonisten aus Ost- und Westpreußen stammten, beherrschten sie noch das Plattdeutsche, das ihre Vorfahren von dort mitgebracht hatten.

Die Nachkommen der erwähnten Geschlechter waren überaus zahlreich. Sie lebten in den Dörfern Atmadscha, Tschukurow, Karatai, Mamuslie, Alakap und Anadolchioi. Viele davon waren im Laufe der Jahre nach Amerika ausgewandert. Mit der Umsiedlung im Jahre 1940 sind sie zurückgekehrt in das Land ihrer Ahnen, nach Deutschland. Heute allerdings in alle Windrichtungen zerstreut.